

Hans-Peter Krüger:

Heroismus und Arbeit in der Entstehung der Hegelschen Philosophie (1793–1806)

Rezensiert von Christine Weckwerth

Hegel hat in seiner Philosophie eine Problemlage entdeckt, in der wir uns heute – trotz historischer Distanz – immer noch erkennen können. Ein Resümee, das Hans-Peter Krüger in seinem Buch „Heroismus und Arbeit in der Entstehung der Hegelschen Philosophie“ zieht, das auf seine vor über 30 Jahren in der DDR entstandene Dissertation zurückgeht und nunmehr in der Reihe des „Hegel-Jahrbuches“ erschienen ist. Diese Dissertation lag bisher nur als hektografiertes Text vor, soweit sie in den Universitätsbibliotheken der neuen Bundesländer nicht überhaupt als verschollen gemeldet ist. Ihre Publikation lässt den vielschichtigen deutschen Hegel-Diskurs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wiedererstehen, wobei die Herkunft aus der ostdeutschen Philosophie, und zwar jenseits des staatstragenden Marxismus-Leninismus, nicht zu übersehen ist. Das zeigt sich an einer zu Marx überleitenden Problemsicht, ebenso wie an einer lebendigen Vergegenwärtigung Hegels, mit der Eigenes am Anderen erfahrbar gemacht wird, und zwar ohne in einen „kompensatorischen Klassiker-kult“ abzudriften (8). Ein solcher Umgang mit der Philosophiegeschichte ist ebenfalls für die erwähnten Betreuer der Dissertation, Wolfgang Heise und Gerd Irrlitz, auszeichnend. In Krügers Studie zum jungen Hegel scheinen in dieser Hinsicht offensichtliche Parallelen zwischen der nachrevolutionären Entwicklung im bonapartistischen Frankreich sowie der Situation im parteistaatlich monopolisierten Sozialismus durch. Am Beispiel des Werdeganges Hegels fragt Krüger nach den Möglichkeiten einer intellektuellen Bewältigung geschichtlicher Krisenerfahrungen und durchmisst in diesem

Zusammenhang den Spielraum, den die Individuen angesichts übermächtig scheinender gesellschaftlicher Zwänge haben bzw. nicht haben. Dieser kritische Subtext ist damals, auch von parteioffizieller Seite, verstanden worden, weswegen seine Dissertation in der DDR einen Stein des Anstoßes bildete.¹ Krügers Hegel-Monographie bildet insofern ein signifikantes Zeitdokument, worin sie allerdings nicht aufgeht. Der Autor greift darin vielmehr Fragestellungen auf, die, worauf er in seinem neuen „Vorwort“ verweist, in der neueren Hegel-Forschung wie in gegenwärtigen Diskussionen um die Philosophie des Politischen wiederkehren.

Die von Hegel entdeckte Problemlage umschreibt Krüger in seinem „Vorwort“ als Begreifen der westlichen Moderne als ein „in sich *entzweites* und *widerspruchsvolles* Ganzes“, in dem differente soziokulturelle Prozesse vereint sind. Die Autonomie dieser Prozesse herausstellend gehe es Hegel – wie später Dewey und Habermas – um die Frage einer Vermittlung bzw. Integration von Wirtschaft, Politik und geistiger Kultur, wobei totalitäre Monopolstrukturen ausgeschlossen werden (7 f.). Ausgerichtet auf dieses Kernproblem rekonstruiert Krüger die Entstehung von Hegels vorphänomenologischen Entwürfen und Schriften unter dem Primat des Politischen, worunter er im weiten Sinn die Art und Weise der Verhältnisbestimmung zwischen Wirtschaft, Politik und Kultur versteht (10 f., 54). Die Frage nach der Einheit bzw. Vermittlung der die Moderne begründenden soziokulturellen Prozesse ist nach Krüger das treibende Motiv des jungen Hegel, dessen Werdegang er im Kontext der geschichtlichen Umbruchsprozesse in Frankreich und anderen europäischen Ländern reflektiert (zusammenfassend: 14–21, 292–294). Er greift dazu auf die heute in Vergessenheit geratene vergleichende Revolutionsgeschichtsschreibung der Leipziger Schule (Kossok u. a.) wie auch auf Lukács' „Der junge Hegel und die Probleme der kapitalistischen Gesellschaft“ zurück, ohne allerdings das von letzterem zugrundegelegte Primat der Ökonomie zu übernehmen. Es sind Krügers Darstellung zufolge vor allem Desillusionierungsschübe gewesen, die Hegels Entwicklung von Bern

bis Jena vorangetrieben haben: von einer anfänglich kleinbürgerlich-republikanischen Religionsaufklärung im Sinne Rousseaus (24 ff.) über eine vereinigungsphilosophische Motive Hölderlins und Isaak Sinclairs aufnehmende „höhere Aufklärung“ (62 ff.) zu der von Schellings Naturphilosophie und Adam Smiths Ökonomie beeinflussten philosophischen Programmatik des „Systems der Sittlichkeit“ (173 ff.), woraus schließlich die geistesphilosophisch begründeten Jenenser Systementwürfe hervorgegangen sind (263 ff.). Krüger zeichnet diese einzelnen Entwicklungsetappen in detaillierter Form nach, was ihn, auch im Hinblick auf die theoriegeschichtlichen Quellen, als einen profunden Hegel-Kenner ausweist.

Seine Interpretation zeichnet sich dadurch aus, die – vielfach beleuchtete – Entstehungsgeschichte der Hegelschen Philosophie im kategorialen Spannungsfeld von „Heroismus“ und „Arbeit“ zu rekonstruieren. Damit knüpft er zum einen an die Grundproblematik der klassischen deutschen Philosophie an, die Bestimmungen der gegenständlichen Welt anhand der heterogenen Tätigkeitsformen des Subjekts zu generieren, wie er zum anderen den von Hegel zum Objektivitätskonzept des Geistes ausgebauten Tätigkeitsansatz Fichtes in Richtung eines heroischen Konzeptes denkt, worin Tätigkeit unter dem Aspekt einer Aufopferung des Besonderen zugunsten der Allgemeinheit gedacht wird. Die Arbeitsthematik erschließt Krüger spezifisch von Hegels Begriff der „allgemeinen Arbeit“ aus, womit er den Schwerpunkt auf die – später auch von Marx aufgegriffene – Frage nach der Bestimmung von Tätigkeitsformen lenkt, „in denen sich die Individuen *unmittelbar* gesellschaftlich verhalten können“, und zwar auf eine Weise, dass zwischen ihnen und ihren gesellschaftlichen Vermittlungen keine prinzipielle Kluft mehr besteht (13). Eine heroische Einstellung zielt nach ihm auf ein unmittelbar gesellschaftliches Verhalten, wenngleich die objektiven Bedingungen dafür nicht vorhanden bzw. erst noch zu schaffen sind, wobei es aufseiten des Individuums zu einer Selbstaufopferung kommt. Beim jungen Hegel stößt man auf diese Problematik exemplarisch im Zusammenhang mit der Sittlichkeitsthematik; so

wird Sittlichkeit als Einssein von individuellem und allgemeinem Willen seiner Darstellung zufolge nur um den Preis einer Vernichtung der Besonderheit erreicht. Der heroischen Einstellung haftet bei Hegel nach Krüger damit ein illusionäres Moment an, das jedoch als historisch realisierbar angesehen werden und im Rückblick als eine erneute Aufgabe hervortreten könne (13). Krüger wirft damit zugleich die Frage nach den objektiven Bedingungen auf, die ein gesellschaftliches Handeln ohne heroische Selbstaufopferung ermöglichen, der er bestimmter allerdings erst in seinem 1992 erschienenen Essayband „Demissionierung der Helden“ nachgeht.

Im vorliegenden Buch dient das Spannungsverhältnis von Arbeit und Heroismus dazu, die heterogenen Theoriezusammenhänge im Denken des jungen Hegel auf eine Hauptlinie zu fokussieren, um daran spezifische Entwicklungsetappen festzumachen. In Anlehnung an Hegels Terminologie stellt er drei allgemeine Arbeits- bzw. Tätigkeitsformen heraus: die „Arbeit des Republikaners für das Allgemeine“ (1795), die „allgemeine Arbeit des Krieges“ (1802) sowie die „Arbeit des Begriffs“ (1807), denen er jeweils eine spezifische Heroismusform (republikanisch-jakobinische, napoleonische, idealistisch-philosophische) korrespondieren lässt. Hegels philosophische Entwicklung wird somit unmittelbar auf reale politische Strömungen bezogen. Was auf den ersten Blick als eine Ideologisierung des Hegelschen Denkens anmutet, erweist sich bei näherer Betrachtung gleichwohl als ein rationelles methodisches Prinzip; steht dahinter doch der Gedanke einer „strukturellen Gleichheit“ der verschiedenen Realitätsebenen“ (170), mit dem die verschiedenen soziokulturellen Prozesse als differente Erscheinungen ein- und desselben Konstitutionsprozesses der Moderne betrachtet werden. Krügers Interpretation bildet in dieser Hinsicht ein Gegenmodell zu einem ideengeschichtlichen Ansatz, was sie nicht nur mit der marxistischen Hegel-Rezeption in der Tradition von Lukács und Bloch, sondern ebenfalls mit dem damaligen westdeutschen Hegel-Diskurs verbindet, aus dem die von Dieter Henrich ausgearbeitete Konstellationsforschung hervorgegangen ist.

Das Pendant zu der Heroismus erzeugenden „allgemeinen Arbeit“ bildet bei Hegel die auf partikulare Bedürfnisse gerichtete, praktisch-gegenständliche Arbeit, auf welche Thematik Krüger im vierten Kapitel seines Buches ausführlich eingeht. Er stellt den prägenden Einfluss der ökonomischen Theorie von Adam Smith heraus, die Hegel seit seiner Jenenser Zeit rezipiert habe. Im Rekurs auf Smiths manufakturbürgerlichen Arbeitsbegriff integriere Hegel in seine Konzeption des Sittlichen einen materialistischen Tätigkeitsansatz, mit dem er grundlegende Einblicke in die widersprüchliche Reproduktionsweise und Klassenstruktur der bürgerlichen Gesellschaft, und zwar in ihrem manufakturkapitalistischen Stadium, erlange (siehe 196-262). Im Bewusstsein der spontanen, blinden Bewegungsweise der Sphäre der Bedürfnisse erwache Hegel die Notwendigkeit einer „heroischen“, sozialökonomisch nicht verwurzelten Staatsmacht, welche Einstellung ihn mit der napoleonischen Praxis verbinde (siehe 167, 237). Auf die ökonomischen Voraussetzungen der Gesellschaft rekurrierend gelange Hegel notwendig zur Frage nach dem Verhältnis von bürgerlicher Gesellschaft und Staat bzw. von Bourgeoisie und Citoyen, eine Frage, der Krüger insgesamt ein besonderes Gewicht einräumt. Er deckt bei Hegel in diesem Zusammenhang ein bourgeoisiekritisches Denkpotezial auf, das diesen in seinen Jenaer Jahren auf das „Primat des heroisch Politischen“ geleitet habe (166). In seinen Jenenser Systementwürfen gehe Hegel demgegenüber zum Primat der Philosophie über, wobei er letztere im Sinne einer sich selbst tragenden Systemphilosophie konzipiere. Zur „Kampfform eines Systems absoluten Wissens“ ausgebaut ziele sein spätes Jenenser Philosophieprogramm auf eine „*Hegemonie des geistig-kulturellen Lebens über die Politik und Ökonomie der modernen Gesellschaft*“ (266, 294). Im Vorausblick auf nachindustrielle Wissenschafts- und Kommunikationsgesellschaften erkennt Krüger diesem Ansatz durchaus einen realen Gehalt zu (294). In Überschreitung des Hegelschen Philosophieprimats verweist er selbst auf die öffentliche und zivile Gesellschaft, die als „Ermöglichung des neuen Politischen“ zu konzipieren sei (22).

Die in Krügers Buch behandelte Thematik

von Arbeit und Heroismus kann hier nur in groben Zügen skizziert werden, wobei viele Aspekte ausgespart bleiben. Anhand der aufgezeigten Themenschwerpunkte wird deutlich, dass der junge Hegel darin als ein problemorientierter Zeitdiagnostiker in die Gegenwart geholt wird. Damit unterscheidet sich der Autor von Interpreten, die in Hegels Identitätsphilosophie lediglich ein gescheitertes Theorieprogramm erkennen.² Fragen der spekulativen Systemkonstitution wie auch kritische Einwände gegen die identitätslogische Begründung der Philosophie treten in seiner Darstellung demgegenüber zurück. Nicht darin sieht die Rezensentin eine Offenstelle des Buches, sondern in der Beschränkung auf Hegels philosophische Formierung von Realverhältnissen, womit die auf die „Phänomenologie des Geistes“ zulaufende Problematik genuin philosophischer Begriffsbildung unterbeleuchtet bleibt. Die Entstehungsgeschichte der Hegelschen Philosophie sieht Krüger bezeichnenderweise in den Jenenser Systementwürfen zum Abschluss kommen (19 f.), denen ein selbstreferentielles Primat der Epistemologie zugrunde liege (siehe 283). Die noch in Jena entstandene „Phänomenologie“ überschreitet demgegenüber dieses Wissenskonzept, indem sie die Philosophie auf Basis einer Bildung des Bewusstseins zur Wissenschaft entwickelt, welchen Bildungsprozess sie in den Horizont der realen Bildungsgeschichte der Menschheit stellt.³ Hegel gewinnt die philosophischen Kategorien in diesem Werk aus den Erfahrungen des natürlichen Bewusstseins, die er in Form spezifischer Umkehrungen darlegt: Die auf dem natürlichen, unreflektierten Standpunkt für wahr gehaltene Welt wird jeweils als eine Für-Es-Welt erfahren, womit zugleich die universal gesetzten Geltungsansprüche auf diesem Standpunkt relativiert werden. Auch bezogen auf den heroischen Jakobinismus (die „absolute Freiheit“) zeigt Hegel eine solche Umkehrung auf, womit er zugleich den illusorischen Charakter der jakobinischen Einstellung aufdeckt. Erst über eine systematische Genese und zugleich Relativsetzung der in den geschichtlich-kulturellen Prozess eingelassenen Wissensformen gewinnt die Philosophie nach Hegel ein objektives, wahres

Wissen. Dem phänomenologischen Ansatz liegt sein geschichtlich ausgerichtetes Objektivitätskonzept zugrunde, mit dem er das Bewusstsein anhand gegenständlicher Vermittlungen (Sprache, Werkzeug, Familie) reflektiert, wobei auch die Mittenbildungen nach ihm spezifischen Verkehungen unterliegen. Blickt man von der Verkehungsproblematik auf sein frühes Denken, rücken offensichtlich andere Theoriezusammenhänge in den Vordergrund, als sie im Lichte der politischen Problematik hervortreten. Das betrifft insbesondere Hegels Darlegungen zum Positiv- bzw. Äußerlichwerden der christlichen Religion, dem er sich seit seiner Berner Zeit zuwendet. Theoriebildungsprozesse finden beim jungen Hegel in dieser Hinsicht nicht nur im Fokus der Frage nach dem Politischen, sondern ebenfalls im Fokus der Verkehungs- bzw. Entfremdungsproblematik statt. Eine thematische Ausweitung der Entstehungsgeschichte der Hegelschen Philosophie auf die Phänomenologie-Problematik hätte Krügers Darlegungen zweifelsohne bereichert. Denn Hegel erschließt hier eine Problemlage, die heute ebenso Relevanz besitzt – umso mehr, als der gesellschaftliche Globalisierungsprozess zu einer Pluralisierung und zugleich Generalisierung einzelner soziokultureller Perspektiven geführt hat, mit denen der Blick auf das widersprüchliche Ganze der Moderne verstellt wird. Im Zuge dieser Entwicklung sind zugleich neue Heroismusformen entstanden, so ein „Heroismus des Glaubens“, dem ein auf Universalisierung ausgerichteter „Heroismus der Vernunft“ gegenübersteht. Die Philosophie ist hier zu einer kritischen Gegenbewegung aufgefordert, wozu u. a. auf Hegel zurückzugreifen ist. Ungeachtet der letzten Bemerkungen, die als eine Ergänzung, weniger als eine Kritik aufzufassen sind, stellt Krügers Hegel-Monographie sowohl in philosophiegeschichtlicher als auch aktueller Hinsicht eine anspruchsvolle und vor allem anregende Arbeit dar, was sich von neueren Werken der Hegel-Forschung nicht immer sagen lässt.

Anmerkungen

- 1 Zur Situation der Philosophie in der DDR siehe Hans-Peter Krüger: Rückblick auf die DDR-Philosophie der 70er und 80er Jahre, in: Ders.: Demission der Helden. Kritiken von innen 1983-1992, Berlin 1992, 79-103.
- 2 So exemplarisch Herbert Schnädelbach: Hegel zur Einführung, Hamburg 1999 (5., unveränd. Aufl., 2013).
- 3 Siehe dazu von der Rezensentin: Metaphysik als Phänomenologie. Eine Studie zur Entstehung und Struktur der Hegelschen „Phänomenologie des Geistes“, Würzburg 2000.

Hans-Peter Krüger: Heroismus und Arbeit in der Entstehung der Hegelschen Philosophie (1793–1806). Hegel-Jahrbuch, Sonderband 3. Berlin: De Gruyter 2014, 315 Seiten.

Raj Kollmorgen,
Wolfgang Merkel,
Hans-Jürgen Wagener (Hg.):

Handbuch Transformationsforschung

Rezensiert von Rolf Reißig

„Transformation“ als Gegenstand sozialwissenschaftlichen Denkens und intellektueller sowie politischer Diskurse ist durch eine lange Geschichte des Auf und Ab gekennzeichnet. Systematisch aufgearbeitet ist sie bis heute noch nicht. In jüngster Zeit erfuhr das Thema mit den Systemumbrüchen in den ehemals staatssozialistischen Ländern 1989/90 eine besondere, dann aber doch nur kurze Aufmerksamkeit. „Transformation“ wurde nun – von einer medialen und wissenschaftlichen Mehrheit – gar mit „Postsozialistischer Transformation“ weitgehend gleichgesetzt, denn mit ihr sollte das „Ende der großen Gesellschaftsalternativen“ (Bell) eingeleitet sein. Für viele überraschend entstand jedoch kaum zwanzig Jahre danach ein neuer und breit gefächelter Transformationsdiskurs. Ins Zentrum rückt nun die Frage nach einer „Neuen Transformation“, nach einer „Transformation im 21. Jahrhundert“. In den letzten Jahren erschienen dazu auch erste empirisch und theoretisch-konzeptionell angelegte Arbeiten. Fundierte Aussagen gehen einher mit der Thematisierung neuer, offener und ungelöster Fragen. Da kann ein „Handbuch Transformationsforschung“ hilfreich sein. Werden in ihm doch Paradigmen, Forschungsansätze, Methoden der Transformationsforschung in systematischer Form vorgestellt, wichtige historische Wellen gesellschaftlicher Transformation im 20. Jahrhundert beschrieben und solche Sphären der Transformation wie Staat und Recht, Wirtschaft, Zivilgesellschaft und schließlich einzelne transformatorische Grundprobleme behandelt. Es spannt somit einen weiten Bogen über die sozialwissenschaftliche Transformationsforschung und –

so wird formuliert – „sieht sich ausdrücklich einer inter- und transdisziplinären Perspektive verpflichtet und nimmt die Komplexität des Transformationsdiskurses auf“ (11).

Zwei Transformationstypen – zwei Transformationsdiskurse

Um der Vielfalt sozialen, politischen, wirtschaftlichen Wandels zu entgehen und einer klaren Transformationsperspektive zu folgen, wird ein konzentrierter Rahmen gesetzt: „Unter Aufnahme der sich vor allem nach dem Epochenbruch im Jahr 1989 herausbildenden und heute dominierenden Semantik in Politik und Wissenschaft fokussiert das Handbuch jene sozialen, politischen und wirtschaftlichen Umformungen, die substanziellen und systemischen Charakter tragen, durch identifizierbare Akteure eher revolutionär und steuerungsorientiert begonnen werden sowie deutliche imitative Merkmale aufweisen“ (12). Wenngleich das Handbuch auch nicht allein darauf reduziert werden kann, spiegelt sich hierin doch seine Fokussierung. Neben einer breiten sozialwissenschaftlichen Rahmensetzung wird Transformation zugleich in einer spezifischen typologischen Struktur gesehen und behandelt: Transformation als imitativer Wandlungstyp, verstanden als „Beschleunigungsperiode des Übergangs traditionaler oder partiell bzw. alternativ modernisierter Gesellschaften zur (hegemonialen) Moderne“ (85), als „beschleunigte, radikale und politisch gesteuerte Modernisierungsprojekte“ und bei denen durch Adaption des Vorbild-Modells auch manch „Eigenes und Innovatives generiert wird“ (305).

Im heutigen Transformationsdiskurs, so unterschiedlich er sich im Einzelnen auch zeigt, wird hingegen ein anderer Transformationstyp thematisiert, eine andere Transformationsperspektive diskutiert. Dabei wird Transformation – wovon auch das Handbuch ausgeht – als ein spezifischer Typ sozial-strukturellen Wandels verstanden. Die Orientierung auf eine Transformation mit der Perspektive des 21. Jahrhunderts, also auf die Gegenwart und die vor uns liegende Zukunft gerichtet, nimmt einen Wandlungstyp

und -prozess in den Blick, der sich aus den evolutionären Trends, den Fortschritten der Moderne und Zivilisation speist und doch zugleich auf Veränderungen in der Logik des bisherigen gesellschaftlichen Wandels und auf neue, zukunftsfähige sozioökonomische und soziokulturelle Entwicklungstypen und -weisen drängt. In diesem Transformationsverständnis geht es nicht um ein „Ökosoziales Gestaltungsprojekt“, sondern um einen umfassenden sozioökonomischen, politischen und soziokulturellen, mithin gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozess, in dem gesellschaftliche Steuerung und Strategien eingehen, nicht aber darauf reduzierbar sind. Im Handlungskontext wird Transformation dann nicht so sehr als Nachahmung und Implementation bestehender Modelle, sondern eher als ein offener Such-, Lern- und Experimentierprozess verstanden: Transformation also als Wechselwirkung von eigendynamischen, evolutionären, nicht steuerbaren Prozessen und von intendiertem Handeln individueller und kollektiver Akteure. Ein Wandlungsprozess, der sowohl durch Konstanz als auch Ereignishaftigkeit, Kontingenz und Brüche charakterisiert ist und in dem Neues im Alten und Altes im Neuen entsteht. Damit werden vor allem endogene Ursachen und Potenziale gesellschaftlicher Transformation in den Vordergrund gerückt, ohne die exogenen zu negieren. Transformation wird so zuerst analytisch und nicht normativ gefasst.

Theoretisch-konzeptionell treten deshalb solche Perspektiven hervor, die stärker Bewegung, Veränderung, Selbst-Veränderung, Erneuerung und Innovation erfassen können. Mit einer solchen Charakterisierung von Transformation als komplexe „Gesellschaftstransformation“ und der Orientierung auf substantielle Veränderung und grundlegende Erneuerung wird eine typologische Unterscheidung zum Transformationstyp, der den adaptiven und imitativen Charakter von Transformation hervorhebt, sichtbar. Die jeweiligen Epochenbrüche prägen auch den jeweiligen Typ einer Transformation und ihr spezifisches Design (Michael Thomas).

Vielzahl von Transformationsfällen

Geleitet vom eingangs definierten Transformationstyp werden im Handbuch dann die verschiedenen Fälle des 20. Jahrhunderts charakterisiert: die „postabsolutistischen“ Transformationen im eurasischen Raum (Ende des 19. Jahrhunderts einsetzend), die staatssozialistischen Transformationen, die postsozialistischen, die chinesischen, die postkolonialen, die islamistische Transformation sowie die verschiedenen demokratischen Transitionen. Dieser durch die jeweiligen Spezialisten systematisch aufbereitete Abriss der verschiedenen Transformationsfälle ist ein echter Gewinn. Die zentrale Frage dieser Darstellungen ist die beschleunigte Formierung moderner, an westlichen Vorbildern orientierter Gesellschaftlichkeit. Die erste „Große Transformation“ der Neuzeit, aber auch die zeitgeschichtlich geprägte „Sozial-ökologischen Transformation“ bleiben jedoch ausgespart. Offensichtlich, weil sie nicht dem gewählten Bezugsrahmen und dem definierten Transformationstyp – imitativen, radikales und politisch gesteuertes Projekt und an existierenden Vorbild-Modellen orientiert – entsprechen. Ausgangspunkt ist vielmehr die japanische Meiji Ishin-Transformation (1867–1912), die den „welthistorisch ersten Fall einer Gesellschaftstransformation des imitativen Typs“ repräsentiert (307).

Im heutigen Transformationsdiskurs wird dagegen – im historischen Kontext – vor allem auf die erste „Große Transformation“ der Neuzeit (18./19. Jahrhundert) Bezug genommen. Der Begriff „Große Transformation“ verbindet sich bekanntlich mit dem Namen Karl Polanyi und seiner Arbeit „The Great Transformation“ von 1944 (Polanyi 1978). Polanyi untersucht und beschreibt darin die Prozesse des allmählichen, lang andauernden Übergangs an verschiedenen Orten der Welt von den unterschiedlichen vorkapitalistischen Formen der Wirtschaft und Arbeit zur kapitalistischen Warenproduktion, zur kapitalistischen Marktwirtschaft, zur „modernen bürgerlichen Gesellschaft“ (Marx). Im Unterschied zu den im Handbuch ins Zentrum gerückten Transformationstyp war dieser Fall einer Gesellschaftstransformation eher durch langfristige, sich überlappende, evolutionäre

und revolutionäre Teilprozesse und Zyklen, die sich überwiegend unbewusst und doch zugleich auch gerichtet vollziehen, in der sich schließlich die gesamte Produktions- und Lebensweise wandelt, gekennzeichnet. Hier ereignete sich ein Epochenwandel, der zur „Verwandlung der Welt“ führte, wie es der renommierte Historiker Jürgen Osterhammel eindrucksvoll beschreibt (2009, 2011). Und im Kontext dieser ersten „Großen Transformation“ entstehen auch die Sozialwissenschaften und das erste komplexe Forschungsprogramm zur „Großen Transformation“ (Müller & Schmid 1995: 17ff.) mit verschiedenen theoretischen Konzepten (Tocqueville, Comte, Spencer, Marx). Das sind alles gute Gründe, sich heute wieder dieser ersten „Großen Transformation“ zuzuwenden. Polanyis Werk enthält jedoch zwei Begriffe für „Große Transformation“. Zum einen „Große Transformation“ als diesen epochalen gesellschaftlichen Umwandlungs- und Umformungsprozess. Zum anderen „Große Transformation“ als „Doppelbewegung“ zwischen „Entbettung“ des Marktes und „Marktradikalisierung“ einerseits sowie andererseits als Bewegung zur „Wiedereinbettung“ des Marktes und den „sozialen Schutz der Gesellschaft“, deren Ausgang nach Polanyi über die gesamte weitere gesellschaftliche Entwicklung entscheidet (so sein Verweis in den 1930er Jahren auf Faschismus, Sowjetsozialismus, New Deal).

Neue Transformation

Im heutigen Diskurs werden beide Transformationsdeutungen Polanyis rezipiert. So hat z. B. Jürgen Osterhammel unter dem Titel „Große Transformationen“ in einem „Mercur“-Artikel diese erste große Transformation der Neuzeit mit der „gegenwärtig anstehenden neuen großen Transformation“ verglichen und dabei Gemeinsamkeiten und grundlegende Unterschiede herausgearbeitet (Osterhammel 2011). Nicht wenige sehen in einer „Transformation im 21. Jahrhundert“ gar eine mögliche neue (zweite) „Große Transformation“, weil es in einer anderen historischen Epoche doch wiederum um eine grundlegende Wandlung von Produktions- und Lebensweise, um die

Herausbildung eines neuen Typs des Wirtschaftens, Arbeitens und Lebens gehe (z. B. auch Randers 2012, WGBU 2011). Abgeleitet wird dies aus einer spezifischen analytischen Zeit- und Epochendiagnose, die als „Gesellschaft im Umbruch“ und „Epoche historischen Übergangs“ charakterisiert wird (u. a. Baethge & Bartelheimer 2005, Beck 2007, Randers 2012, WGBU 2011). Das 21. Jahrhundert wird also verstanden als eine Zeit *historischen Übergangs*, als eine *Übergangsepoche*, in der sich Evolutions- und Umbruchprozesse mit neuen Zukunftspotenzialen überlagern. Die übergreifende *Ursache und der Kern* dieser historisch neuen Übergangssituation bestehen aus dieser Perspektive darin, dass das über mehr als zwei Jahrhunderte hegemoniale Entwicklungs-, Industrie-, Wachstums- und Fortschrittsmodell an seine natürlichen und auch sozialen Grenzen gestoßen und somit auf den Prüfstand gestellt ist. Dieses primär für den Westen typische Entwicklungs- und Modernisierungsmodell, das beachtlichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt bewirkte, ist mit seinen Folgen – von der kapitalistischen Entwicklungs- und Wachstumslogik mit ihrem ungebremsten und die Natur zerstörenden Ressourcenverbrauch, den rasch sich vollziehenden Klimawandel bis zur Verschärfung der sozialen Ungleichheiten und Spaltungen, den zunehmenden Gefährdungen der Demokratie – im Grunde so nicht verlängerbar und nicht verallgemeinerbar oder nur noch um den Preis irreversibler Schäden und Zerstörungen von Natur, Gesellschaft und Mensch (vgl. auch Beck 2007, Randers 2012). Ein sozioökonomisches und soziokulturelles Entwicklungsmodell, das sich nach Herausbildung, Aufstieg, Erfolg, Blockierung, Erosion nun in einer Phase von Krisenhaftigkeit und Umbruch befindet, aber selbstverständlich weiterhin (und gerade ökonomisch) über vielfältige Anpassungs- und Innovationspotenziale verfügt und durch Stabilitätsfaktoren und Evolutionen gekennzeichnet ist.

Strukturell und kulturell stehe in dieser Epoche jedoch ein grundlegender *Pfadwechsel*, eine substantielle *gesellschaftliche Transformation* auf der historischen Agenda. Damit wird heutige Transformation verstanden als längerfristiger

Übergang zu einem – hier zunächst allgemein formuliert – *neuen Typ* ressourceneffizienter, umweltkompatibler, nachhaltiger wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Teilhabe, demokratischer Bürgerbeteiligung und sozialer und humaner Lebensqualität. Am Ende geht es immer um ein funktionierendes System wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung und individueller Selbstentfaltungsmöglichkeiten, vermittelt durch eine neue Regulationsweise. Transformation ist daher Wandel der Produktionsweise, aber nicht nur, sondern gerade auch Wandel der Lebensweise, Kultur, Gesellschaftlichkeit. Das Vergehen des Alten und das Entstehen von Neuen wird hierbei nicht als ein Nacheinander, sondern als ein Übergang und als ein Gemenge parallel verlaufender Prozesse gedacht. Es ist eine Übergangs- und Transformationsperiode, die einen offensichtlich längeren historischen Zeitraum umfassen wird (der Club of Rome geht in seiner jüngsten Prognose von mehr als 50 Jahren aus), erhebliche Unsicherheiten und Gefährdungen (mit möglichen Niedergängen und Kollapsen) einschließt, aber auch neue Chancen eröffnet und neue Suchprozesse ermöglicht. Das ist eine Epoche, an deren Anfang wir uns befinden und deren Ausgang aus heutiger Perspektive jedoch offen ist. Statt ökonomischen Reduktionismus und Gesetzesfetischismus rücken hier konflikthafte gesellschaftliche Entscheidungs- und Handlungsdimensionen stärker in den Blick und statt Logik der Fortschreibung eine Logik der Alternative(n).

Transformation moderner bürgerlicher Gesellschaften

In diesem neuen Diskurs geht es generell darum, dass eine zeitgenössische Transformationsforschung bei der Betrachtung von Evolution, Transformation und Moderne die westliche Moderne in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht länger ausschließen sollte. Die westliche Moderne bildet nicht mehr nur eine „Folie“ (Burkard Lutz) von imitativer Transformation, sondern ist auch Objekt und Subjekt tiefgreifender Wandlungen und Transformationen (Helmut Wiesenthal).



Im Vergleich zum Handbuch wird damit ein neues Kapitel der Transformationsforschung aufgeschlagen. Transformationstheoretisch lässt sich das weder mit klassischer Modernisierungstheorie („Fortschreitende, sich selbst korrigierende Modernisierung“) noch gar mit einer Antikapitalismus-Doktrin (Zusammenbruchszenario, radikaler Bruch mit der Moderne und ihren Evolutionspotenzialen, „Schaffung“ einer neuen „antikapitalistischen“ Gesellschaft) erschließen. Als „Einheiten“ dieser Transformation bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften können spezifische sozioökonomische und soziokulturelle Entwicklungs- und Gesellschaftstypen und -modelle definiert werden. Die Geschichte der Moderne zeigt nämlich, dass spezifische Gesellschafts- und Entwicklungstypen und -modelle ihre Funktions- und Entwicklungslogik über lange historische Zeiträume prägten. So verweist der Schweizer Soziologe Bornschiefer auf das „liberale Gesellschaftsmodell der Gründerjahre“, dem das „klassenpolarisierte Gesellschaftsmodell der Nachgründerjahre“ und dann das „sozialmarktwirtschaftliche Gesellschaftsmodell“ folgten. Letzteres begann sich seit den späten 1960er Jahren aufzulösen und trat in den 1980er Jahren in seine eigentliche Zersetzungsphase ein (Bornschiefer 1990). Diese führte aber – aus Gründen, die hier ausgespart bleiben müssen – nicht zu einer sozialökologischen, sondern im Gegenteil zu einer marktliberalen Umwandlung des Wirtschafts-, Sozial- und Gesellschaftsmodells. Diese globale Vermarktlichung hat jedoch – wie sich nun zeigt – die wirtschaftlichen, sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Konflikte vertieft und die Erfordernisse eines sozial-ökologischen und demokratisch-partizipativen Wandels eher noch verstärkt. Allerdings sind wir heute – trotz partieller und punktueller Ansätze und Trends – von einer sozial-ökologischen Transformation weiter entfernt, als dies noch vor Jahren angenommen werden konnte. Die heutige gesellschaftliche Situation und das heutige ambivalente Transformationsgeschehen sind eher durch eine neue Art von „Doppelbewegung“ (Polanyi), d. h. von globaler Finanzialisierung und Vermarktlichung (Arbeit, Boden, Geld, Natur, Informationen) einerseits und gesell-

schaftlichen, demokratisch-emanzipativen Gegenbewegungen und -trends andererseits, gekennzeichnet.

Theoretische Fundamente und neue Herausforderungen

Die zeitgenössische Transformationsforschung steht angesichts einer komplexen, disparaten und auch offenen zeitgeschichtlichen und epochalen Grundsituation vor neuen und nicht zuletzt theoretischen Herausforderungen. Dafür baut das Handbuch auch für die heutige Transformationsforschung ein umfassendes theoretisches Fundament. Das gilt nicht zuletzt für die Beschreibung der theoretischen Paradigmen der Transformationsforschung, die mit „System“, „Institutionen“, „Akteure“ charakterisiert werden. Hervorzuheben sind ferner die Abhandlungen zu den verschiedenen Forschungsansätzen: von den Modernisierungstheorien über Strukturalismus, kulturtheoretische Ansätze, Historischer Institutionalismus und Gesellschaftstransformation, die verschiedenen transformationsökonomischen Ansätze bis zu steuerungstheoretischen, mobilisierungs- sowie zivilgesellschaftlichen Ansätzen. Schon diese Aufzählung zeigt, wie breit und differenziert die Autoren die Forschungsansätze zur Beschreibung, Erklärung und Deutung von Transformation sehen. Sie plädieren völlig zu Recht für einen Theoriepluralismus, denn es „gibt nicht das *eine* wahre Paradigma sozialer Wandlungsforschung“ (207). Wichtig für die Transformationsforschung scheint ihnen besonders, die paradigmatische Konkurrenz von System- und Handlungstheorien dadurch zu überwinden, dass sie durch struktur-, kultur- und institutionentheoretische Konzepte zu einen integrativen Ansatz vernetzt werden (213).

Dass die Transformationsforschung über ein reichhaltiges theoretisches Fundament verfügt, wird also (auch) mit diesem Handbuch überzeugend begründet. Doch ob die (zumeist klassischen) System-, Struktur-, Kultur-, Handlungs- und Akteurstheorien – auch in ihrer Summe und Kombination – allein über ausreichende Erklärungskraft verfügen, um die in einer neuen Epoche sich abzeichnenden neu-

en und vielfach anders strukturierten sozialen und kulturell änomene gesellschaftlicher Transformation zu beschreiben, zu erklären und zu deuten, ist umstritten. Selbst im Rückblick auf den postsozialistischen Fall der Transformation wurde dies schon kontrovers diskutiert. Heute scheint dies mehr denn je zu gelten. Denn die im 21. Jahrhundert auf der historischen Agenda stehende Transformation geht einher mit einer neuen Rolle des gesellschaftlichen Naturverhältnisses und von Ökologie und Nachhaltigkeit, mit den Erfordernissen eines neuen Wachstumsmodells bei gleichzeitig notwendiger gesellschaftlicher Reichtumsproduktion; einer neuen Welle von Globalisierung bei gleichzeitig zunehmender Bedeutung der Regionen. Sie geht einher mit einer spezifischen Verflechtung von evolutionären Umwandlungstendenzen und intendierten Eingriffen und Steuerungen; mit Zukunftsannahmen, aber ohne Masterplan und ohne entsprechende historische Beispiele und Vorbilder; mit vielfältigen Konflikten und Widerständen sowie dem Erfordernis eines breiten demokratisch-gesellschaftlichen „Transformations-Konsenses“ und statt eines eindeutig zu definierenden Subjekts weist sie eine Vielzahl und Vielfalt möglicher individueller und kollektiver Akteure auf. Schließlich und vor allem trifft diese Transformation auf bislang so nicht gekannte strukturelle und kulturell-mentale Hindernisse, womit sich die alles überragende Frage nach den Öffnungen, Zugängen und tatsächlichen Chancen einer solchen Transformation oder nach anderen möglichen Entwicklungsszenarien stellt. Im zeitgenössischen Transformationsdiskurs wird daher – aus verschiedenen Perspektiven – nachdrücklicher für theoretische Öffnungen und Neuerungen und für einen Suchprozess nach zeitgemäßen theoretischen (Transformations-)Konzepten plädiert. Hierbei fällt auf, dass zugleich  das Werk Polanyis eine neue Relevanz erlangt, zumal jetzt endlich die Gesamtheit seiner Arbeiten, Schriften, Artikel, Manuskripte aus den Jahren 1920 bis 1945 vorliegt. Auch im Handbuch wird festgehalten: „Die bis heute umfassendste Theorie sozialer Transformation wurde von dem Ökonomen, Wirtschaftshistoriker und Anthropologen Karl

Polanyi in seinem Werk *The Great Transformation* (1944) vorgelegt.“ (154). Im Handbuch wird diese „umfassende Theorie sozialer Transformation“ leider nur sehr knapp (besonders S. 154f.) dargestellt. Gerade um „Vorzüge“ und „Defizite“ der in Polanyis Werk enthaltenen „Theorie sozialer Transformation“ hat sich im Kontext der Diskussion um eine „Transformation im 21. Jahrhundert“ nun eine interessante nationale und internationale (USA, Kanada, Großbritannien, Frankreich) Debatte entfaltet. Sie reduziert das Werk nicht länger auf seine Beschreibung der Transformation als immer wiederkehrende „Doppelbewegung“, sondern fokussiert verstärkt seine Überlegungen für ein neues freiheitlich-demokratisches und sozio-ökonomisch nachhaltiges Gesellschafts- und Entwicklungsmodell.

Es bleibt auf jeden Fall eine Herausforderung der Transformationsforschung unserer Zeit, basierend auf dem vorhandenen und breit gefächerten theoretischen Fundament, sich den neuen Fragen heutiger und künftiger Transformation empirisch und theoretisch-konzeptionell zu stellen. Das Problem ist nicht die Behandlung unterschiedlicher Transformationstypen und die damit einhergehenden unterschiedlichen Reflexionen und Sichtweisen. Im Gegenteil – dies könnte und sollte als wissenschaftliche Bereicherung verstanden werden. Das Problem ist vielmehr, dass diese Diskurse zumeist nebeneinander existieren und Dialog- und Lernprozesse die Ausnahme bilden. Vielleicht ist die Erarbeitung und Veröffentlichung eines solch systematisch strukturierten und anregenden Handbuches zur Transformationsforschung Anlass, künftig einen solch unvoreingenommenen, intellektuellen Diskurs über Transformation gestern, heute und morgen zu entwickeln.

Literatur

- Baethge, Martin; Bartelheimer, Peter (2005): Bericht-
erstattung zur sozioökonomischen Entwicklung
in Deutschland, Wiesbaden.
- Beck, Ulrich (2007): *Weltrisikogesellschaft. Auf der
Suche nach der verlorenen Sicherheit*, Frankfurt
a. M.
- Bornschieer, Volker (1990): *Gesellschaftsmodell und
seine Karriere. Eine Anwendung auf die Weltge-
sellschaft*, Frankfurt a. M., New York.
- Brie, Michael (Hg.) (2014): *Futuring. Perspektiven
der Transformation im Kapitalismus über ihn
hinaus*, Münster.
- Müller, Hans-Peter; Schmid, Michael (Hg.) (1995):
*Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische
Ansätze*, Frankfurt a. M.
- Osterhammel, Jürgen (2009, 2011): *Die Verwandlung
der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*,
München.
- Osterhammel, Jürgen (2011): *Große Transformation*,
in: *Merkur*, (7), 625-631.
- Parsons, Talcott (1972): *Das System moderner Ge-
sellschaften*, München.
- Polanyi, Karl (1978): *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen* [1944], 3. Aufl., Frankfurt a. M.
- Polanyi, Karl: *Chronik der großen Transformation: Artikel und Aufsätze (1920–1945)*, Bd. 1 (2002), Bd. 2 (2003), Bd. 3 (2005), Marburg.
- Randers, Jørgen (2012): *2052 – der neue Bericht an den Club of Rome. Eine globale Prognose für die nächsten 40 Jahre*, München.
- Reißig, Rolf (2009): *Gesellschafts-Transformation im 21. Jahrhundert. Ein neues Konzept sozialen Wandels*, Wiesbaden.
- Reißig, Rolf (2015): *Gesellschafts-Transformation. Eine theoretisch-konzeptionelle Fundierung, Erklärung und Bewertung*, in: Thomas, Michael; Busch, Ulrich (Hg.), a. a. O., S. 11–30.
- Thomas, Michael; Busch, Ulrich (Hg.) (2015): *Transformation im 21. Jahrhundert. Theorien und Fallstudien – Geschichte – Fallstudien. Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften*, Bd. 39, Berlin, in: *Sozialwissenschaft*, 11(1), S. 1–10.
- WGBU – Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung *Globale Umweltveränderungen* (2011): *Welt im Wandel: Gesellschaftsvertrag für eine große Transformation*, Berlin.
- Wiesenthal, Helmut (2009): *Transformation oder Wandel? Impressionen aus (fast) zwei Jahrzehnten Transformationsforschung*, in: SFB 580 Jena, Bd. 31, 8-20.
- Wright, Erik Olin (2010): *Envisioning real utopias*, London, New York.
- Raj Kollmorgen, Wolfgang Merkel,
Hans-Jürgen Wagener (Hg.), unter
Mitarbeit von Gudrun Mounaunte
Handbuch Transformationsforschung.
Wiesbaden: Springer VS 2015, X, 789
Seiten, 10 Abbildungen.

Rolf Hecker,
Angelika Limmroth (Hg.):

Jenny Marx. Die Briefe

Rezensiert von Thomas Möbius

Bevor von „Jenny Marx. Die Briefe“ die Rede ist, sei einleitend ein anderer Briefband erwähnt: Marina Zwetajewas „Im Feuer geschrieben. Ein Leben in Briefen“.¹ Mit ihm lässt sich die Fragestellung verdeutlichen, unter der die Briefe von Jenny Marx hier betrachtet werden sollen. Die von Ilma Rakusa herausgegebenen Briefe Zwetajewas (1892–1941) stellen gleichsam eine Biographie und Zeitgeschichte in Briefen dar. Sie zeichnen ein Bild des Lebens der russischen Lyrikerin von ihrem Beginn als Dichterin bis zu ihrem Selbstmord. Zugleich spiegelt sich in ihnen die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit seinen „russischen Tragödien“. Zwetajewas Briefe und der Kreis ihrer Briefpartner_innen eröffnen dem Leser die geistigen Fragen jener Zeit und geradezu exemplarisch ist in ihnen ihr Leben mit den Zeitläufen verschränkt: vom Ersten Weltkrieg über die Revolutionen 1917, das russische Exil in Westeuropa, die Rückkehr in die Sowjetunion, das Gulag bis hin zum Überfall Hitler-Deutschlands auf die Sowjetunion. Ähnlich ist für die Briefe von Jenny Marx, geborene von Westphalen (1814–1881), zu erwarten, dass sich in ihnen ein privater Blick aus dem Zentrum der politischen und theoretischen Kämpfe der Arbeiterbewegung eröffnet. Sie sollen im Folgenden daraufhin betrachtet werden, wie sich in ihnen Privates und Politik verschränken und die Zeitläufe niederschlagen.

Die Herausgeber haben für den Band alle überlieferten Briefe von und an Jenny Marx zusammengetragen.² Diese sind damit erstmals alle in einem Band zusammen veröffentlicht. Rolf Hecker und Angelika Limmroth sprechen dabei dezidiert nicht von einem „Briefwech-

sel“. Denn „beileibe nicht alle von Jenny Marx verfassten bzw. an sie gerichteten Briefe sind überliefert. Mehrfache Ortswechsel, Emigration und Umzüge haben zum Verlust von Briefen beigetragen [...]“ (16). Nach dem Tod von Jenny Marx und Karl Marx haben ihre Töchter Eleanor und Laura – und wahrscheinlich auch Friedrich Engels – auch einen Teil der Briefe vernichtet, die ihnen kompromittierend schienen. Ebenso sind vermutlich viele Briefe von Jenny Marx bei ihren Briefpartner_innen später verloren gegangen. Hecker und Limmroth schließen jedoch nicht aus, dass sich noch unbekannte Briefe von Jenny Marx im Privatbesitz befinden.

Der Band versammelt insgesamt 329 „Briefe, Briefentwürfe und -fragmente, Denksprüche, finanzielle und erbschaftsrechtliche Aufstellungen“ (16). Der erste, ein Denkspruch von Jenny Marx für eine Jugendfreundin, ist von 1828, der letzte ein Brief an die Tochter Jenny vom 20. August 1881, ein Vierteljahr später starb Jenny Marx. Von den 329 Briefen ist rund ein Drittel hier erstmals veröffentlicht. Das ist, angesichts der vielen Publikationen mit Briefen von Jenny Marx, durchaus eine kleine Sensation. Bis auf einige stammen die bislang unveröffentlichten Briefe aus dem Marx-Engels-Nachlass im Internationalen Institut für Sozialgeschichte Amsterdam (IISG) und dem Russischen Staatsarchiv für sozial-politische Geschichte Moskau (RGASPI). Ein großer Teil von ihnen ist aus dem Kreis der Familie, allein vierzehn sind Briefe an die Tochter Eleanor, fünf von der Tochter Laura und vier von Tochter Jenny an die Mutter sowie zwei von Jenny Marx an Karl Marx, ebenso Briefe an ihre Mutter Caroline von Westphalen, ihre Halbgeschwister Franziska und Ferdinand von Westphalen, der von 1850 bis 1858 Innenminister Preußens war, und an die Schwiegermutter ihrer Tochter Jenny, Félicitas Longuet. Auch acht Briefe an Friedrich Engels sind unter den erstmals veröffentlichten, von insgesamt 54 überlieferten Briefen Jenny Marx' an ihn.³ Weiterhin finden sich unter ihnen Briefe von und an politischen Weggefährten sowie Geschäftliches (Erbschaftsangelegenheiten, Verhandlungen mit Druckereien etc.).

Die englischen und französischen Briefe sind ins Deutsche übersetzt, ebenso in Klammern die fremdsprachigen Passagen. Am Ende jeden

Briefes ist angegeben, nach welcher Quelle er abgedruckt oder ob er hier erstmalig veröffentlicht ist sowie wo sich die Originale bzw. die überlieferten Kopien befinden. Einige der Briefe wurden neu datiert. In Kommentaren werden für das Textverständnis wichtige Sachverhalte und Bezüge auf andere Texte und Personen erläutert. Lesefreundlich stehen sie ebenfalls jeweils am Ende der Briefe, das erspart einem beim Lesen lästiges Hin- und Herblättern. Im Anhang befinden sich ein Personenverzeichnis mit biographischen Angaben sowie ein Verzeichnis der Publikationen, in denen Briefe von und an Jenny Marx veröffentlicht sind, und weitere Literatur zu ihr und ihrer Familie. Die Kommentare und das Personenverzeichnis stützen sich auf die MEW und MEGA, beziehen aber auch neue Quellen ein.

Hecker und Limmroth ordnen die Briefe chronologisch kapitelweise nach den Lebensstationen: 1) Trier 1814–1842, 2) Kreuznach 1843 – das Kapitel enthält nur einen Brief an Karl Marx, 3) Paris 1843–1845, 4) Brüssel 1845–1848, 5) Paris, Köln, Trier, Paris 1848–1849, 6) London: Dean Street 1850–1856, 7) London: Grafton Terrace 1856–1864, 8) London: 1, Modena Villas (ab 1868 mit der Anschrift 1, Maitland Park Road) 1864–1875, 9) London: 41, Maitland Park Road, Maitland Park Crescent 1875–1881. Die Kapitelordnung gibt einen ersten Eindruck, wie die Emigration das Leben von Jenny und Karl Marx beherrschte, der ständige Wechsel von Ort zu Ort. Die Nöte der Emigration kommen in den Briefen immer wieder zur Sprache. Es sind nicht nur die bedrängenden Geldsorgen, sondern ebenso die fortwährenden Mühen um eine Wohnung und den Hausrat bei den Umzügen, die Anstrengungen, zurückgelassene Sachen zurückzubekommen, auch die Sorge um die Erziehung der Töchter. Die Geld- und Alltagssorgen lasten zum großen Teil auf Jenny Marx' Schultern. Am 19. Juni 1852 schreibt sie verzweifelt: „Karl, ich weiß keinen Rat mehr, die Vermieterin kann und will nicht länger warten, sie hat mich eben wirklich in Angst versetzt. [...] Und außerdem Bäcker, Governess, Teagrocer, Grocer und der Schreckensmann Metzger. Ich bin in einer Lage, Karl, ich weiß nicht mehr. Bei all den Leuten stehe ich rein als Lügnerin da“ (142). Und immer wieder die

bekanntem Bettelbriefe – und ebenso Dankesbriefe – an Engels: „Lieber Herr Engels, es ist mir furchtbar unangenehm, in Geldsachen an Sie schreiben zu müssen. Sie haben uns nur schon zu oft geholfen. Aber dieses Mal weiß ich keine Rettung, keinen Ausweg. [...] Können Sie etwas uns schicken?“ (161).⁴

An Wilhelm Liebknecht schreibt sie 1872: „Uns Frauen fällt in allen diesen Kämpfen der schwerere, weil kleinlichere Teil zu. Der Mann, er kräftigt sich im Kampf mit der Außenwelt, erstarbt im Angesicht der Feinde [...], wir sitzen daheim und stopfen Strümpfe. Das bannt die Sorge nicht, und die tagtägliche kleine Not nagt langsam aber sicher den Lebensmut hinweg.“ (459) Die Sätze beschreiben anschaulich Jenny Marx' Spannungsfeld: auf der einen Seite die politischen Kämpfe, auf der anderen Familie und Haushalt mit der „tagtäglichen kleinen Not“. Dass sie nicht nur daheim saß und Strümpfe stopfte, sondern die Arbeit von Karl Marx auch die ihre war, zeigen ihre Briefe und die an sie. Johann Philipp Becker macht ihr 1867 das Kompliment: „Hätte ich eine Geheimrätin und Sekretärin wie Freund Marx an Herz und Hand, dann würde ich es wohl auch aushalten können bis an's Ende der Welt“ (411). Doch man erfährt aus den Briefen direkt erstaunlich wenig über die Arbeit von Marx. Sie führt die Korrespondenz für ihn, verhandelt mit Druckern und Verlegern – meist geht es um's Geld, informiert Engels über den Stand von Marx' Arbeit oder bittet ihn, Artikel zu „fabrizieren“, weil Marx es nicht schafft. Man bekommt einen Einblick in die Arbeitsumstände, unter welchen Bedingungen Marx' Texte entstehen. Aber um die Inhalte, die Ideen selbst geht es in den Briefen wenig.

Was dagegen sichtbar wird, sind die Auseinandersetzungen zwischen den politischen Kampfgenossen, das Wer mit Wem, das Leben und Gezänk der Emigranten – Stephan Born bringt es im Brief an Jenny Marx auf den Punkt: „es ist dies der Fluch aller Emigrationen, dass sie, entwaffnet dem gemeinsamen Gegner gegenüber, sich selber aufs Äußerste bekämpfen“ (252). Oft ist es mit Klatsch und Tratsch gespickt. Jenny Marx kann herrlich lästern. So schreibt sie über Moses Heß: „Heß war von Lüttich ausgewiesen. Da kam er bei der

Regierung ein, ihn noch ein Jahr wenigstens ruhig dort zu lassen, da er dort ein Haus nebst einem großen Garten auf ein Jahr kontraktlich gemietet und letzteren schon bepflanzt und sich zum Sommerbedarf mit ‚Gemüsen‘ versehen habe. [...] Das ‚Gemüs‘ rettete ihn natürlich vor der Ausweisung, und King Leopold gönnt ihm sein Kohl- und Wurzeln-Dasein.“ (132)

Die Briefe zeigen Jenny Marx als Briefpartnerin für die Mitstreiter von Marx und die Emigranten, gerade auch für Familiäres, für die Nachrichten von Krankheit, Tod, Finanzsorgen. Oftmals hielt sie den Kontakt zu Weggenossen, mit denen Marx gebrochen hatte, weiter aufrecht, wie zu Arnold Ruge und dessen Frau. Auch Jenny Marx erzählt den Freunden ausführlich von der Familie und den großen und kleinen Sorgen und Nöten. Wenn sie etwa Ernestine Liebknecht schreibt, hat man den Eindruck, sie mache sich ihr gegenüber ihrem Herz Luft. Es sind bewegend feinfühlig Briefe. Wie sehr Jenny Marx am Schicksal der politischen Weggefährten Anteil nahm und wie sehr die politischen Ereignisse ihr Leben durchdrangen, zeigen eindrücklich auch die Briefe aus der Zeit der Pariser Kommune 1871. „Sie ahnen nicht, lieber Herr Imandt, was wir in diesen Wochen durchgemacht haben, vor Jammer und Wut. Es bedurfte mehr als 20 Jahre, um so brave, tüchtige, heroische Männer heranzubilden, und nun sind sie fast alle dahin. Von einigen ist noch Hoffnung, die Besten sind gemordet.“ (446)

Im Einzelnen ist das zum Teil aus den früheren Publikationen der Briefe bekannt. Die Publikation aller Briefe von und an Jenny Marx in einem Band ermöglicht jedoch einen

ganz anderen Einblick. Sie ist, wie es in solchen Fällen oft heißt, mehr als die Summe des Einzelnen. Sie lässt den biographischen Faden deutlich werden. Es ist gleichsam ebenfalls eine Biographie in Briefen. Eine Entdeckung sind dabei die vielen bislang unveröffentlichten Schreiben aus dem Familienkreis. Sie geben noch einmal einen unverstellten Einblick in das Verhältnis von Jenny Marx zu ihren Töchtern und zeigen sie ganz im Privaten als Mutter und Großmutter. Und die Briefe mit ihren Geschwistern, vor allem ihrem Halbbruder Ferdinand von Westphalen erhellen nicht nur die Familienbeziehungen, sie lassen noch mal deutlich werden, was für eine eindrucksvolle Briefeschreiberin Jenny Marx war.

Anmerkungen

- 1 Zwetajewa, Marina: Im Feuer geschrieben. Ein Leben in Briefen. Hg. von Ilma Rakusa. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992.
- 2 Parallel dazu ist von Angelika Limmroth eine neue Biografie zu Jenny Marx erschienen: Limmroth, Angelika: Jenny Marx. Die Biografie. Berlin: Karl Dietz Verlag 2014.
- 3 Von Jenny Marx' Briefen an Karl Marx sind interessanterweise wesentlich weniger überliefert, nämlich nur 25.
- 4 Jenny Marx und Friedrich Engels waren bis zum Ende per Sie.

Rolf Hecker, Angelika Limmroth (Hg.): Jenny Marx. Die Briefe. Berlin: Karl Dietz Verlag 2014, 607 Seiten.